

Diese stillen Tage

Patrick Hamann



I.

Hätte man ihn später darum gebeten, dann hätte er ihn beschrieben als den Tag, der nach Phosphor roch. Nicht aufdringlich, bloß hintergründig, und doch war der Geruch auf einmal so präsent, als wäre er nie fortgewesen. Vielleicht fand er seinen Weg weniger durch die Nase denn durch die Poren, nistete sich als parasitärer Fremdkörper ins Gewebe und verharrte dort als stiller Gast, der nur dann und wann mit einem leisen Räuspern auf sich aufmerksam machte.

Es war ein goldener Oktobernachmittag und Constantin ahnte noch nicht, dass dieser Gast zu einem unheilvollen Omen werden sollte. Die Sonne verwandelte das Laub am Boden in ein Meer aus Licht und mit jedem Windstoß umspielte es in Wogen seine Füße. *Ein Rauschen, ein Flüstern*, hätte ein Lyriker womöglich frohlockt, doch für Constantin klang es schlicht wie ein Wehklagen. Er war betrübt; in seinem Herzen saß ein Leid, für das die besten Ärzte keine Linderung wussten. Viel Sonne, riet man ihm, viele Medikamente, viel Selbstbeobachtung, viel, von allem viel. Wenig war bloß er selbst. Ein kleines Häufchen aus Fleisch und Adern, gestützt von einem klapprigen Skelett und in Form gehalten von etwas Haut, die in den Herbstböen Noppen warf und ihre Härchen aufrichtete, als ließe sich der Wind so auffangen und in Serotonin umwandeln. Zu seiner Linken lag ein Buch auf der Bank, ein Ratgeber zum Glück, zu seiner Rechten ließ sich soeben ein Fremder nieder. Ein typischer Spaziergänger, wie er aus dem Augenwinkel analysierte, mitsamt knisternder Regenjacke und Baskenmütze, die auf dem ergrauten Haupthaar thronte.

„Belebend, nicht wahr?“ meinte der Spaziergänger und nickte gen Sonne, die sein Lob ungerührt entgegennahm. Ein Schwafler also, der um des Redens Willen reden wollte.

„Hm“, gab Constantin zurück und seine Stimmbänder ächzten unter der unerwarteten Beanspruchung.

„Verstehe“, sagte der Spaziergänger, doch ganz offensichtlich verstand er nicht, denn er schwieg nur kurz und kramte währenddessen in seiner Regenjackentasche.

„Glückskeks?“, fragte er und hielt Constantin ein plastikverpacktes Exemplar unter die Nase.

Der Höflichkeit halber nahm er ihn entgegen, drehte ihn unschlüssig in der Hand und legte ihn schließlich in seinen Schoß. Neben ihm raschelte es, dann ein Knirschen, mahlende Zähne, die sich durch Keksteig gruben.

„In meinem steht: Es ist immer zu spät, wenn du dich blind auf die Zeit verlässt“, las der Spaziergänger vor.

Constantin wiegte nachdenklich den Kopf. Der Spruch gefiel ihm, das musste er zugeben, wenngleich sein persönliches Zeitgefüge ohnehin seit Monaten neben dem Takt lief. Er romantisierte unterbewusst sowohl das Gestern als auch das Morgen und verpasste darüber hinaus fortwährend die Augenblicke der Gegenwart.

„Sag schon, was steht in deinem?“

Umständlich nestelte er den Keks aus seiner Verpackung, musterte ihn argwöhnisch und brach ihn dann entzwei. Das kleine, bedruckte Zettelchen reckte sich ihm aus der entstandenen Öffnung aufdringlich entgegen.

Es ist nicht die Nacht, die uns blind macht, lautete der lesbare Teil der Weisheit, der übrige Text hing noch im Keks.

Ohrenbetäubendes Hupen ließ ihn zusammenfahren. Im selben Atemzug kreischte Metall auf Metall, ein grauer Mercedes durchbrach die Hecke, die den Park von der Straße trennte, Splitter regneten vom Himmel. Geistesgegenwärtig warf Constantin sich zur Seite. Um Haaresbreite jagte das Vehikel an ihm vorüber, riss die Bank aus ihrer Verankerung und nagelte sie an den nächsten Baum. Der Mercedes kam mit durchdrehenden Reifen zum Stillstand. Die blutüberströmte, verkrampfte Hand der darunterliegenden Gestalt gab den Glückskekszettel frei, der von einer Böe direkt unter Constantins Schuhsohle getragen wurde.

Dann erstarb der Motor des Autos, der Lärm ebte ab, ein paar Tauben flatterten aufgeschreckt davon. Stimmen im Hintergrund, dumpf und unverständlich, kamen rasch näher. Irgendjemand schrie hysterisch, eine Kirchenuhr schlug zur vollen Stunde. Der Phosphorgeruch intensivierte sich. Dann waren überall Menschen, die aufgeregt gestikulierten und auf die Bildschirme ihrer Smartphones hämmerten.

Niemand nahm von Constantin Notiz, er war nur ein Passant von vielen, geradezu unbeteiligt in seiner Funktion als unbeabsichtigter Teil einer Menschenmenge. Die Lähmung fiel nur langsam von ihm ab, seine Lippen fühlten sich seltsam kalt an. Klassisches Symptom eines Schocks, würde ein Arzt wohl diagnostizieren.

Beinahe wie in Trance bückte er sich nach dem Zettel unter seiner Schuhsohle und stopfte ihn in die Hosentasche. Dann erfasste die Kälte auch seine Arme und Beine, bis er am ganzen Körper zitterte. Die Farben der Welt waren schmerzhaft grell und schienen ineinander zu verlaufen wie bei einem frischen Ölgemälde. Er taumelte rückwärts, stieß gegen eine Frau, die ihn beschimpfte, wirbelte herum und entfernte sich unsicheren Schrittes.

Aufgeregte Gedanken jagten einander durch das Innere seines Schädels. Einige davon blieben fähig, kaum greifbar. Die durch das Blätterdach brechenden Sonnenstrahlen trugen beinahe so etwas in Hohn mit sich. Der Schmerz und das Licht in grotesker Symbiose.

Der Theismus beschrieb das Sterben als denkbar diffuses Konzept. Als etwas Gottgegebenes in erster Linie, wenig beeinflussbar und konfessionsabhängig mal endgültig, mal als Teil eines Prozesses. Und im Kern ruhte der Abschied als verbindendes Element. Die Trennung von Geist und Körper, die Aufspaltung in Fleisch und Seele, und in der Folge zumeist ein neues Leben oder der Übergang in einen Himmel oder eine Hölle.

Weniger tröstlich stellte sich das Ableben auf medizinischer Ebene dar. Als Todesursache würden die vollständige Abscherung des Hirnstamms und eine komplexe Schädelbasisfraktur sowie eine bilaterale massive Zerstörung von Skelettsystem, Gefäßen, Organen und Bindegewebe gelten. Womöglich würde eine Obduktion weiterhin Nasenbein- und Oberkieferfrakturen feststellen und Dehnungsrisse der Arteria carotis communis, Einrisse der Milzkapsel, diverse Abrisse in den Abdomen und zahllose weitere Frakturen. Was hingegen mit der Seele geschah, war einem klinisch Toten herzlich egal.

Constantin verließ den Park. In der Ferne erklangen heulende Sirenen. Unwillkürlich musste er an die mythologischen Sirenen denken, deren Heulen selten lebenserhaltende Maßnahmen ankündigte, sondern stattdessen wagemutigen Seefahrern zum tödlichen Verhängnis wurde.

Rettungswagen jagten vorüber. Die Stadt schien aus ihrer endlosen Lethargie erwacht. Und gerade jetzt, da die Welt laut und grell und wild war, versagten ihm die Beine den Dienst. Er sackte zusammen, das Herbstlaub am Boden dämpfte seinen Sturz.

II.

Als er wieder zu sich kam, war der Abend über die Stadt gesunken. Die Straßenlaternen spuckten ihr fahles Licht auf den Fußweg. Es war kühl geworden. Nur ab und an lugte ein ausgemergelter Sichelmond durch die dichte Wolkendecke, als wollte er sichergehen, dass die Welt ihm nicht entwichte.

Constantin rappelte sich auf, klopfte den Dreck von seiner Kleidung und ließ den Blick schweifen. Keine Menschenseele war zu dieser späten Stunde noch unterwegs. Bloß eine graue Katze, die empört auf die andere Straßenseite spurtete, als sie ihn erspähte. Eine Kirchturmuhre in der Ferne schlug zehnmal, zeitgleich erloschen die Lichter im Park. Skelettierte Gestalten trieben dort nachts ihr Unwesen, hatte man sich früher auf dem Schulhof erzählt. Heute wusste er, dass diese Skelette sich im tiefen Schatten der Bäume Diacetylmorphin in die Venen spritzten.

Er schritt den Gehweg entlang und ließ den Park hinter sich. Vom Sturz schmerzte sein Knie noch ein wenig, doch das erschien ihm bedeutungslos im Vergleich zum Tod, den er vor wenigen Stunden beinahe gefunden hätte. Er fragte sich, ob seine Aussage als Zeuge erforderlich war. Über den Unfallhergang wusste er nichts zu schildern, das nicht ohnehin offensichtlich war. Trotzdem beschloss er, zu Hause zu recherchieren, wie er sich zu verhalten hatte.

Eine plötzliche Windböe peitschte das Laub über die Straße und wirbelte es in einer Häuserecke auf, bloß ein kurzes Aufbäumen, bevor der Schemon aus Wind und Blättern wieder in sich zusammenfiel.

Unwillkürlich beschleunigte er seine Schritte. Als Kind hatte er sich in der Dunkelheit gefürchtet,

was nichts Ungewöhnliches war, wie seine Therapeutin stets bekundete. Später erschien ihm die Nacht beinahe tröstlich. Ihr Schweigen musste man zu ertragen lernen, sie tat es in guter Absicht, und wenn sie sprach, dann war es von großer Wichtigkeit.

Heute jedoch war ihre Stille nicht vollkommen. Der Herbst füllte sie mit Rascheln, mit Knistern und mit Stimmen, die aus Mündern oder Astwerk gleichermaßen kommen mochten.

Er ging weiter und mit jeder Straßenlaterne, die er passierte, überholte ihn sein eigener Schatten, bloß um nach einigen Schritten diffuser zu werden und am nächsten Lichtkegel abermals an ihm vorüberzuziehen. Seit Kindheitstagen fürchtete er jedes Mal, es würde plötzlich ein zweiter Schatten neben seinem auftauchen, der, wenn er den Kopf drehte, keinen Ursprung hatte. Das Nicht-hinsehen hatte sich als erfolgreichste Maßnahme bewährt, die Angst vor einem solchen unsichtbaren Verfolger zu mindern; den Blick nicht auf den Boden zu richten, sondern stets auf einen fixen Punkt irgendwo in der Ferne, sodass das Schattenspiel auf der Straße nur ein schummriges Flackern am unteren Rand des Blickfeldes war.

Den größtmöglichen Fehler hatte er dennoch längst begangen: Das Nachdenken über eine mögliche Bedrohung. War die Amygdala erst gefüttert mit einem Hauch von Furcht, nistete sich das ungute Gefühl in den präfrontalen Kortex und wuchs allmählich zu einer Panik heran.

Unter der nächsten Laterne blieb er stehen, atmete tief ein und zwang sich, den Blick schweifen zu lassen. Niemand verfolgte ihn. Sein Herzschlag beruhigte sich.

Drei, vier Sekunden ließ er verstreichen, bevor er seinen Weg fortsetzte. Es war nicht mehr weit. Er kannte die Straßen, die noch vor ihm lagen, wie seine Westentasche. Eine idyllische Gegend, wenn die Sonne hoch am Himmel stand. Freundliche Mehrfamilienhäuser mit einladenden Gärten und gepflasterten Auffahrten.

Er passierte den umzäunten Spielplatz, der tagsüber in eine Kuppel aus hellem Kindergeschrei getaucht war. Die Schaukel schwang in den Böen, ohne jedoch das obligatorische Quietschen von sich zu geben. Spielzeuge lagen als schwarze Klumpen auf dem Boden verstreut; als Kind hatte Constantin hier seinen geliebten Plastikdinosaurier verloren, den er bis zu diesem Tag überall mit hingenommen hatte. Vielleicht lag er noch immer irgendwo im Sand vergraben und rottete vor sich hin, vielleicht hatte er damals aber auch einen neuen Besitzer gefunden und wurde nun Jahr für Jahr auf einem Flohmarkttisch ausgelegt, ohne je gekauft zu werden.

Überhaupt fragte Constantin sich dann und wann, was mit all den Gegenständen geschah, die er irgendwann einmal in den Händen gehalten hatte. An ein altes Buch musste er unwillkürlich denken, das einfache Zaubertricks erklärte. Er hatte nie einen davon beherrscht, und trotzdem bedauerte er immer wieder, es eines Tages aus den Händen gegeben zu haben. Es war nicht zu ihm zurückgekehrt, aber womöglich hatte es nach all der Zeit einen großartigen Bühnenmagier hervorgebracht, der es nun als Erinnerungsstück an seine Anfänge in einer Vitrine verschlossen

hielt.

Vielleicht lag es aber auch vergilbt in einem Keller, ohne jemals wieder aufgeschlagen worden zu sein.

In der Ferne kläffte ein Hund. Der Wind verzerrte das tiefe, kehlige Bellen zu wütenden Schreien, die durch die Nacht rollten wie Güterzüge.

Ein großes, graues Wohnhaus baute sich vor ihm auf. Die Lampe über der Tür flackerte schon seit Monaten.

„Eine Disco für die Ratten“, meinte ein Nachbar einmal schmunzelnd, doch in dieser Nacht tanzten um das Licht bloß Mücken und Motten. Ihr Bass war ohne Klang, doch Constantin spürte ihn trotzdem.

Er sah an der rissigen Mauer entlang und stellte verwundert fest, dass das Küchenfenster seiner Wohnung hell erleuchtet war. Der alte Messingkronleuchter, den er vor Ewigkeiten auf einem Jahrmarkt erstanden hatte, ließ sich schemenhaft errahnen.

Grübelnd schob er den Haustürschlüssel ins Schloss. Es sah ihm nicht ähnlich, das Licht versehentlich brennen zu lassen. Außerdem war es draußen taghell gewesen, als er am Vormittag aufgebrochen war. Seltsam.

Seine Schritte hallten durch das Treppenhaus und eine nackte Glühbirne flammte schüchtern auf. Er vermied es, zwischen den Treppen hindurch aufwärts zu blicken, denn aus Erfahrung wusste er, dass dort inmitten der Finsternis nur allzu oft das bleiche Gesicht des Greises lauerte, der im obersten Stockwerk wohnte. Man wusste nicht genau, ob er sprechen konnte, denn zumeist stand er nur reglos dort, beugte sich über das Geländer und starrte hinab, dass ihm die Augen aus den Höhlen zu springen drohten. Vielleicht war er längst tot und am Geländer festgetrocknet, hieß es hinter vorgehaltener Hand, doch dagegen sprach, dass dann und wann Speichelfäden aus seinem Mund troffen und an allen Stockwerken vorbei bis hinab in den Keller stürzten. „*Das tote Meer*“ hatte die entstandene Pfütze einst jemand getauft und sie mit Playmobil-Gatterelementen umzäunt. Er öffnete seine Wohnungstür, die hintere auf der linken Seite, und trat zu seiner Überraschung in völlige Dunkelheit. Kein Licht brannte in der Wohnung. Aus der Küche kroch jenes tonlose Stöhnen, das leere Räume gelegentlich von sich zu geben pflegten, wenn man nur lange genug hineinsah.

Vielleicht ein technischer Defekt, beruhigte er sich selbst, schließlich waren die Kabel und Leitungen im Haus nicht mehr die Neuesten.

Als er den Kippschalter drückte, flammte der Kronleuchter widerspruchslos auf und hüllte die Küche in warmes Licht. Auf der Spüle stapelte sich Abwasch vom Vortag, über einem kalten Stück Pizza summte eine Armada aus Taufliegen.

Sein Magen grummelte, doch ein Blick in den Kühlschrank fiel ernüchternd aus. Bloß eine

Ketchupflasche, deren Deckel längst festgetrocknet war, ein wenig Butter und ein undefinierbares, flauschiges Knäuel im Gemüsefach. Er schlug die Tür wieder zu, bevor der unangenehme Geruch nach draußen entweichen konnte, und beäugte das Pizzastück skeptisch.

Die Fliegen stoben in alle Richtungen davon, als er es aufhob und an seinen Mund führte. Früher hätte sich alles in ihm dagegen gesträubt, davon abzubeißen, doch die letzten zwei, drei Jahre hatten ihn abgehärtet.

Er ließ sich auf einen Küchenstuhl fallen, kaute auf dem zähen Teig herum und legte den Kopf in den Nacken. Alle Erschöpfung, die er draußen ausgeblendet hatte, kehrte schlagartig zurück. Das Kauen wurde zu einem Kraftakt, das Mahlen seiner Kieferknochen erlahmte, er schluckte den mehligen Brei herunter und legte das restliche Pizzastück zurück auf die Spüle. Augenblicklich machten sich die Fliegen wieder darüber her.

Der Bildschirm des Smartphones, das auf dem Tisch lag, leuchtete auf.

„Bin mit ihr jetzt im Kino, Smiley, Smiley, melde mich nachh ...“, stand in der Nachrichtenvorschau. Der Text stammte von Noah, einer Internetbekanntschaft. Seit etwa einem Jahr standen sie in Kontakt, nachdem sie sich in einem Forum kennengelernt hatten. Bislang hatten sie sich nicht persönlich getroffen. Eigentlich wusste er nicht einmal, wie Noah aussah. Auf seinen regelmäßig wechselnden Profilbildern trug er abwechselnd Kapuzen, Sturmmasken oder Motorradhelme. Doch hinter diesem bedrohlichen Auftreten steckte kein Machotyp, sondern eine einsame Seele, die bloß ihre Furcht zu verschleiern versuchte. In Vielem war Noah sehr eigen, meist impulsiv in seinen Fehlentscheidungen, doch als verbindendes Element stand zwischen ihm und Constantin die Depression. Sie verstanden einander besser als jedes Familienmitglied es je gekonnt hätte. Manchmal wechselten sie wochenlang kein Wort und wenn einer von beiden schließlich wieder von sich hören ließ, war das vertraute Gefühl augenblicklich zurück.

Seit ein paar Tagen schrieb Noah von einer jungen Frau, die er kennengelernt hatte. Zufällig, im Park, meinte er, aber das passte nicht zu ihm. Vermutlich handelte es sich ebenfalls um eine Internetbekannte, oder, ebenfalls denkbar, schlicht um einen Streich, den ihm seine Einbildung wieder einmal spielte.

„Erzähl unbedingt“, tippte Constantin mühsam ins Handy, „kein Smiley, kein Smiley“. Wer seine Gefühlswelt in Emoticons ausdrücken konnte, pflegte er zu sagen, musste das Emotionsspektrum eines Backsteins besitzen.

„Smiley“, kam zurück, dann: „Ein Bild sagt mehr als tausend Worte.“

„Ein Wort sagt mehr als tausend Emojis“, antwortete Constantin.

Er legte das Handy zurück auf den Tisch. Es summte noch zweimal, dann kehrte wieder Stille ein.

III.

Ein Poltern riss ihn aus dem Schlaf. Er schreckte hoch und ein diffuser Albtraum, den das Geräusch jäh unterbrochen hatte, versickerte gluckend in seinem Unterbewusstsein. Fahles Mondlicht fiel durch die Schlitz der Jalousie ins Schlafzimmer.

Angestrengt lauschte er in die Stille hinein. Wenn er den Atem anhielt, war leise das Ticken der Uhr aus der Küche zu hören.

Je länger er in die Schwärze hineinstarrte, desto deutlicher manifestierten sich die Silhouetten des Raums. Zweimal blinzelte er noch, dann hatten sich seine Augen so weit an die Dunkelheit gewöhnt, dass er die Umrisse des Schrankes am gegenüberliegenden Zimmerende erkennen konnte. Und die Tür. Sie stand offen.

Er ließ die Zimmertür nie offen. Niemals. Zu sehr beunruhigte ihn das Gefühl, vom Dunkel der übrigen Wohnung nicht abgeschirmt zu sein. Mit pochendem Herzen versuchte er, sich an das Zubettgehen zu erinnern und zu rekonstruieren, weshalb er das Verschließen der Tür versäumt hatte. Doch die Ereignisse blieben konturlos, er bekam sie nicht zu greifen.

Ein kaum merklicher, kühler Luftstrom schien durch die geöffnete Tür zu dringen.

Wie gelähmt lag er in seinem Bett, starrte mit rasendem Puls in die Dunkelheit und fühlte sich so hilflos und ausgeliefert wie schon lange nicht mehr.

„Wenn du lange in den Abgrund blickst, blickt der Abgrund auch in dich hinein“, hatte Nietzsche einst gesagt und in dieser Nacht begriff Constantin die Tragweite dieser Worte. Er hatte das Gefühl, wieder zu dem Kind geschrumpft zu sein, das er einst gewesen war. Still und zurückgezogen und in ständiger Furcht. Von der Umgebung so eingeschüchtert, dass er am liebsten den Kopf einziehen und für immer zwischen seinen eigenen Schultern verschwinden wollte.

Bruchstückhafte Bilder aus der Vergangenheit streiften sein Bewusstsein. Er sah den Wald, den er so geliebt und so gefürchtet hatte. Keine Menschen weit und breit, nur das endlose Grün nach einem ausgiebigen Sommerregen, das Rufen eines Eichelhäfers in der Ferne und schließlich das furchterregende Geräusch von Schritten im Geäst. Das Sich-im-Kreis-drehen, inmitten all der Baumstämme und Farne plötzlich in der Falle zu sitzen, das dämonische Lachen und dann wieder die Stille, bevor ein aufgeschrecktes Reh aus dem Astwerk jagte und mit weiten Sprüngen im Dickicht verschwand. Der Wald hatte ihn gelehrt, dass Rehe bellten, wenn sie auf der Flucht waren. Wie Hunde, nur auf seltsame Art und Weise abgehackter, härter. Aus der Ferne klang es beinahe wie eine aufgeschreckte Schar Krähen, aus nächster Nähe hingegen wie das tongewordene Inferno. Der Wald fiel wieder in sich zusammen und spuckte ihn zurück in sein finsternes Schlafzimmer. Der Türrahmen gähnte wie ein weit aufgerissenes Maul. Der Luftstrom war noch einen Hauch kühler geworden.

Seine Hand tastete nach dem Schalter der Nachttischlampe. Als er das Kabel zu greifen bekam, schien es ihm wie der rettende Anker in der Flut. Bloß noch eine einzige bange Sekunde, dann entflammte das Licht.

Der Türrahmen verlor viel von seinem Schrecken. Zwar blieb die Dunkelheit dahinter durchdringend, doch für den Moment drängte der Lichtkegel die Schatten weit genug zurück, um ihnen die Macht der Bedrohung zu nehmen.

Der Raum wuchs mit jedem erleichterten Atemzug, pulsierte regelrecht, die Wärme flutete ihn, als wäre er ein Organ, das gerade seine Arbeit aufnahm.

Unwillkürlich fühlte er sich an die Höhlen der Geborgenheit erinnert, die er als Kind aus Decken, Tischen und Stühlen errichtet hatte. Innen das warme Licht, außen die Stimmen von Mutter und Vater, die über das Abendessen redeten, oder über das Fernsehprogramm oder über Politik.

Letzteres endete immer mit einem „Lass uns darüber nicht streiten“, aber Jahre später stritten sie doch, anfangs womöglich tatsächlich über Politik, später bloß noch übereinander. Seitdem blieb es draußen still, wenn er in seine Höhlen kletterte, überhaupt blieb es sehr oft still. Was blieb ihm also anderes übrig, als sich mit der Stille anzufreunden?

Da an Schlaf nicht mehr zu denken war, stand er auf und trottete zur Staffelei, die seit Tagen unangetastet im Raum herumstand. Im Vorbeigehen zog er die Tür zu, sperrte das Unbehagen aus. Sein Abbild starrte ihn von der Seite aus dem Spiegel an; nackt und verloren stand er da, trat an die Leinwand heran und wieder zurück. Er liebte die Kunst im selben Maße, wie er sie fürchtete. Es geschah nicht oft, dass er etwas malte, und wenn, dann erschrak er vor dem Resultat. In Kontur und Farbe gebannte Gefühle neigten zu erbarmungsloser Ehrlichkeit. Pinselstriche duldeten keine Lügen.

In geduldiger Routine mischte er die notwendigen Farben an, doch fügte ihnen eine Nuance mehr schwarz hinzu, als notwendig gewesen wäre. Dann führte er mit ruhiger Hand den ersten Strich, ließ ihn einen Bogen beschreiben, hielt inne. Eine leichte Korrektur, bloß keine Gleichmäßigkeit einkehren lassen. Wild und ungestüm mussten die Verläufe sein, Ordnung und Symmetrie waren der Tod jedes Kunstwerks.

Eine Weile folgte seine Hand den stummen Weisungen, die von nirgendwoher kamen, aus den wirren Strichen formte sich allmählich ein Bild. Schmale Schultern, ein im Halbschatten verschwindendes Gesicht. Darunter ein hagerer Körper, Adern wie Regenwürmer, die sich abwärts der Hüftknochen schlängelten, und über allem ein Filter aus Ruß und Asche. Gelegentlich verglich er die Konturen mit seinem ausgemergelten Ebenbild im Spiegel, ließ die Knochen deutlicher hervorscheinen und trat schließlich einige Schritte zurück, um das Ergebnis kritisch zu mustern. Weshalb hatte er sich für einen weinroten Hintergrund entschieden? Und warum für goldfarbene Akzente? Die blasse Variante seines Selbst schien sich über den Betrachter zu erheben, schien für

einen Augenblick realer als der Künstler selbst. Das Werk hatte auf diese Weise etwas beinahe Christliches, zeigte es doch etwas Höheres, dem das Irdische bloß eine verwaschene Spiegelung war.

Eine Eingebung zwang ihn zurück an die Leinwand.

„Eine Entität, deren einziges vollbrachtes Wunder“, schrieb er mit dicken Pinselstrichen an den oberen Rand und vollendete unten: „es für immer bleiben sollte, dass man an sie glaubte.“

Ein Scheppern ließ ihn zusammenzucken. Aus der Küche, zweifelsohne. Er schob Pinsel und Farben beiseite, angelte seinen grauen Bademantel aus dem Schrank, warf ihn sich über und öffnete die Zimmertür.

Unverändert dunkel und schweigend lag die Wohnung vor ihm. Im Vorbeigehen betätigte er jeden Lichtschalter, der erreichbar war, und wirbelte mit rasendem Puls in die Küche.

Das Fenster stand offen, die Vorhänge flatterten im Wind, ein zerborstener Teller lag auf den Fliesen.

Auf Zehenspitzen balancierte er zwischen den Scherben hindurch und schlug das Fenster zu. Er rüttelte daran, um sicherzugehen, dass es diesmal wirklich verschlossen war, und schob dann mit den Füßen die Bruchstücke am Boden zu einem kleinen Haufen zusammen. Die Fliegen auf den Pizzaresten beobachteten ihn neugierig, ohne sich jedoch zur Situation zu äußern.

Allmählich drängte sich ihm die Frage auf, ob die Ereignisse der vergangenen Stunden tatsächlich auf reine Zufälle zurückzuführen waren. Eine leise Stimme in seinem Hinterkopf wurde nicht müde, ihn zu warnen, dass irgendetwas nicht mit rechten Dingen zuging. Zwar wagte sein

Unterbewusstsein es nicht, den Begriff auszusprechen, und doch hing das Wort „Spuk“ wie eine stumme Drohung über den nächtlichen Vorkommnissen.

Er schüttelte verärgert den Kopf. Die letzten bedrohlichen Geister hatte seine Therapeutin ihm vor Jahren ausgetrieben. Seither waren die Korridore in seinem Schädel frei von Übernatürlichem.

Der Sturm vor dem Fenster sumnte seine leise Melodie.

Er machte sich auf den Rückweg zum Schlafzimmer, löschte alle Lichter hinter sich und blickte nicht noch einmal über die Schulter.

Als er das Zimmer betrat, sah er es sofort. Das Bild auf der Leinwand hatte sich verändert. Dunkle Schnitte zierten die fahle Haut. Blut quoll daraus hervor, die rote Farbe tropfte auf das Holz der Staffelei.

IV.

„Kein Dissoziieren“, tippte er aufgebracht in sein Smartphone. Die Morgensonne schien durchs Fenster und tauchte das blutige Gemälde in goldene Aureole. „Das Blut war da, als ich aus der Küche kam“, fügte er in einer zweiten Nachricht hinzu.

„Vielleicht beim Weggehen mit dem Pinsel drangekommen?“, antwortete Noah.

„Viel zu präzise“, gab er zurück.

„Komisch. Aber es wird wohl kaum ein Geist gewesen sein, lol.“

Constantin drehte das Smartphone unschlüssig in den Händen, blickte abwechselnd zur Leinwand und aus dem Fenster. Trotz aller Beunruhigung war er irgendwann in einen traumlosen Schlaf gefallen, vielleicht in der Hoffnung, beim Aufwachen das ursprüngliche Bild vorzufinden. Doch dieser Wunsch hatte sich nicht erfüllt.

„Wie war dein Date?“, fragte er.

Noah tippte eine Weile, fast stand ein halber Roman als Antwort zu befürchten, doch stattdessen kam schließlich bloß ein knappes „Sie ist noch hier.“

Schmunzelnd schrieb Constantin „Auberginensmiley?“ und erhielt eben jenen Auberginensmiley als Emoticon zur Antwort.

Er legte das Handy beiseite und durchquerte das Schlafzimmer, ohne das Bild noch einmal anzusehen. Vielleicht musste er sich die Nacht erst von der Seele waschen, bevor sein Unbehagen sich legte. In der Dusche fühlte er sich jedoch, trotz heiß aufgedrehtem Wasserstrahl, seltsam verloren. Immer wieder ließ er den vergangenen Abend vor seinem inneren Auge Revue passieren, ohne eine Erklärung zu finden.

Als er den Hahn zudrehte und den Duschvorhang beiseite schob, hingen dichte Dunstschwaden im Bad. Am Milchglasfenster perlten die Tropfen hinab, um sich unten in kleinen Pfützen zu sammeln. Er griff zum Handtuch, hüllte sich darin ein und trat aus der Dusche. Der Nebel umwaberte ihn, malte Silhouetten in die Luft, die wieder in sich zusammenfielen, bevor das Auge sie zur Gänze erfassen konnte. Keine dämonische Fratze kam zum Vorschein, als er den Dunst vom Spiegel wischte, sondern bloß sein eigenes Gesicht. Fast überraschte es ihn, die detaillierten Konturen plötzlich in all ihrer Schärfe und Klarheit zu sehen. Seine Wangen wirkten eingefallen, als wollten sie Abflussbecken bilden für die violetten, halbmondförmigen Ozeane unter seinen Augen, und seine Lippen waren spröde und blutleer wie selten zuvor.

Er warf sich wieder seinen Bademantel über und kehrte ins Schlafzimmer zurück. Unverändert blutüberströmt starrte sein Ebenbild ihn von der Leinwand aus an. Sein Blick schien grimmiger als vor einigen Minuten noch. Unwillkürlich musste er an Oscar Wildes *Das Bildnis des Dorian Gray* denken und fragte sich, ob er nun ein ähnliches Werk geschaffen hatte, das an seiner statt alterte.

Vielleicht, so führte er den Gedanken weiter, hätte die vergangene Nacht die Nacht seines Todes sein sollen, womöglich durch ein heimtückisches Verbrechen, und die Wunden, die nun das Gemälde entstellten, galten ursprünglich ihm selbst. Auf diese Weise ließ sich auch das geöffnete Küchenfenster erklären und das unablässige Gefühl, in der Wohnung nicht allein gewesen zu sein. Er trat seinem geschundenen Abbild gegenüber und streckte die Hand aus, um sanft über das getrocknete Blut zu streichen. Für einen kurzen Moment schien es ihm ratsam, eine Probe davon zu entnehmen und in einem Labor überprüfen lassen. Doch als er gerade herumwirbeln und nach einem geeigneten Behältnis suchen wollte, besann er sich eines Besseren. Die Farbe roch noch frisch, so wie Farbe zu riechen hatte, die vor wenigen Stunden auf eine Leinwand aufgetragen worden war. Da war kein Blut, und erst recht kein künstlich erschaffenes Ebenbild, das allen Schmerz auf sich nahm. Bloß ein mäßig gelungenes Selbstporträt, das auf unerklärliche Weise verunreinigt worden war.

Er beschloss, es ans Fenster zu schieben und am Abend noch einmal zu betrachten.

Als er in der Küche saß und den letzten Rest seiner Pizza aß, vibrierte das Handy abermals.

„Kispanst“, schrieb Noah, „das ist der althochdeutsche Begriff für *Eingebung*“

„Und?“, fragte Constantin.

„Der Begriff *Gespent* leitet sich davon ab.“

Er seufzte leise. „Das ist Unsinn.“

Noah tippte eine Weile, bis schließlich ein längerer Text auf dem Display erschien: „T. sagt, dass deine Erlebnisse auf einen Poltergeist schließen lassen könnten. Kratz- und Klopfg Geräusche, Lichter, die an- und wieder ausgehen, Geschirr, das zu Bruch geht. Kannst du im Internet nachlesen, das sind alles klassische Anzeichen. Gab es in letzter Zeit einen Todesfall in deinem Umfeld? Das könnte die Ursache sein.“

„Wer ist T.?“, antwortete Constantin nüchtern.

„Gab es einen Todesfall?“

„Wer ist T.?“

Eine Weile war Noah offline, dann schrieb er knapp: „Sie.“

Constantin schüttelte den Kopf. „Du hast dir eine Geisterexpertin geangelt?“

„Gab es einen Todesfall in deinem Umfeld?“

„Kann schon sein, ja.“

Keine Antwort.

„Aber es gibt keine Poltergeister, das ist Unsinn“, schrieb er und drückte auf *Senden*.

Der Kontakt kann keine Nachrichten von dir empfangen.

„Hast du mich blockiert?“

Der Kontakt kann keine Nachrichten von dir empfangen.

„Was zum Teufel!“ Wütend knallte er das Handy auf den Tisch. Der Bildschirm splitterte.

V.

Das Laufband ratterte unter seinen Füßen. Mit jedem Schritt sackte die Wut tiefer in seinen Bauch hinein und schwappte um seine Eingeweide. Vor der Fensterfront des Fitnessstudios hatte sich dichter Nebel niedergelassen, der den angrenzenden Wald unter sich verbarg. Aus seinen Kopfhörern schallte *The Korea: Calypso Act II*.

Ob er auf der Flucht oder auf der Jagd war, wusste er nicht. In seinen Augen brannte der Schweiß, seine Füße glühten, und doch war Stehenbleiben keine Option. Allem Schmerz zum Trotz wohnte dem Laufen etwas Meditatives inne; seine verzweifelten Atemzüge gaben ihm das Gefühl, erstmals seit Langem etwas wirklich zu begehren, und irgendwo in seinem Inneren hatte sich der Herzschlag dem Rhythmus der Musik auf seinen Ohren angeglichen. Sein Körper bildete eine vollkommene Einheit, ein gewissermaßen autarkes Ökosystem. Jeder Einfluss von außen war abgeschirmt, es gab nur das beinahe mechanische Heben und Senken der Oberschenkel, Schritt um Schritt, so stakkatoartig, als wollten sich seine Fußabdrücke in das Laufband stanzen.

Der Nebel vor dem Fenster stob auseinander. In Schlieren tanzten einzelne Schwaden heran, so als zöge eine unsichtbare Kraft sie vorwärts, bloß um vor dem Fenster zu zerfasern und vom Wind davongetragen zu werden. Inmitten seines eigenen, durchscheinenden Spiegelbildes im Glas blitzte für die Dauer eines Wimpernschlags ein fremdes Gesicht auf, ausdruckslos und fahl, und doch so deutlich, dass es ihn aus dem Rhythmus warf. Er stolperte über seine eigenen Füße, stürzte vorwärts und hieb eher zufällig als absichtlich gegen den roten Knopf, der das Gerät augenblicklich zum Stillstand brachte.

Mit letzter Kraft klammerte er sich an den Haltegriffen fest und für einige bange Sekundenbruchteile schien es, als wollten seine Beine den neuen Stillstand nicht akzeptieren. Dennoch gelang es ihm, nicht zusammenzubrechen, sondern sich stattdessen mit ganzem Körpergewicht auf die Haltegriffe gestützt aufrecht zu halten.

Blut strömte ihm in die Wangen, eine unangenehme Hitze wallte in ihm auf. Er fühlte tausend bohrenden Blicke in seinem Rücken, die ihn anstarrten und verhöhnten. Doch als er vorsichtig über die Schulter sah, beachtete ihn niemand. Da waren bloß ein Rentner, der eifrig Dehnübungen absolvierte, eine junge Frau auf einem zweiten Laufband und zwei Trainer, die in ein Gespräch vertieft schienen.

Mit einem Handtuch wischte er sich den Schweiß von der Stirn und aus den Augen. Seine Beine gewöhnten sich nur langsam an den ruhenden Zustand, was ein Gefühl darstellte, das er einst gefürchtet hatte, heute jedoch mit jedem Lauf zu erreichen suchte.

Er stieg vom Laufband, durchquerte das Studio und füllte am Automaten frisches Wasser in seine Flasche. Dann nickte er dem Personal zum Abschied zu und verschwand in die Umkleidekabinen. Der Uhrzeit geschuldet, denn der Tag war noch immer jung, musste er sich den Raum nicht mit Fremden teilen. Nur drei Spinde waren verschlossen, in einem davon hatte er seine Sporttasche untergebracht. Aus dem angrenzenden Duschaum klang leises Plätschern, die an der Decke verlaufenden Lüftungsschächte knarzten dann und wann. Es roch chemisch; aus Erfahrung wusste er, dass morgens Reinigungskräfte durch die Räume zogen und wenigstens für oberflächliche Sauberkeit sorgten.

Er schraubte seine Flasche auf und trank einige gierige Schlucke.

Ein Poltern aus dem Duschaum ließ ihn zusammenfahren, es folgte ein verärgertes Fluchen.

Als er den gefliesten Raum betrat, fand er sich abermals inmitten warmer Dunstschwaden wieder.

Hier roch es nach billigem Duschgel. Die Tür zur ersten Kabine stand offen und Wasser strömte aus dem Duschkopf, doch niemand stand darunter. Auch die übrigen Kabinen waren geöffnet, ohne dass sich jemand in ihnen befand.

Er stieg in die zweite Kabine, zog die Tür zu und entledigte sich seiner schweißnassen Kleidung.

Dann drehte er den Hahn auf.

„Hallo?“, rief jemand.

Er drehte den Hahn wieder ab und lauschte. Ein müder Rest tropfte aus dem Duschkopf. Das Licht flackerte kurz, die Lüftung nahm röchelnd ihre Arbeit auf.

Seufzend drehte Constantin den Hahn wieder auf und legte den Kopf in den Nacken. Als Kind hatte er sich in solchen Momenten vorgestellt, inmitten eines warmen Regengusses auf einer endlos weiten Wiese zu stehen, die Arme auszubreiten und sich im Kreis zu drehen. Doch seither sandte der Himmel immer bloß kalten Regen, und meistens fügte er auch eine Prise Sturm hinzu, sodass das Wasser nicht von oben, sondern schräg von der Seite aufs Gesicht traf.

Jemand betrat die Nachbarkabine und begann dort ebenfalls zu duschen. Erst schwappte kühles Wasser unter dem Spalt der Trennwand hindurch, dann Schaum, dann wieder Wasser. Als er zudem eine leise Melodie zu pfeifen begann, spülte Constantin rasch das Shampoo aus seinen Haaren, trocknete sich ab und wickelte das Handtuch um seine Hüfte. Dann verließ er die Dusche.

Die Nachbarkabine war leer.

Am gegenüberliegenden Spiegel zeichnete sich eine Bewegung ab, die, als er seinen Kopf drehte, keinen Ursprung zu haben schien.

Mit großen Schritten verließ er den Duschaum und kehrte in die Umkleidekabine zurück, in der sich nun auch die junge Frau befand, die er zuvor auf dem Laufband gesehen hatte. Sie war ganz in ihr Smartphone vertieft und nahm von Constantin keine Notiz.

Er zog seine Sporttasche aus dem Spind und stopfte die Sportkleidung hinein.

Die junge Frau sah zu ihm hinüber und warf ihm ein Lächeln zu.

Schönheit bedeutet, ein dorniges Wort für immer auf der Zunge tragen zu wollen, hieß es in einem alten Tagebucheintrag, der ihm in den Sinn kam. Was Menschen schön machte, war der Makel, und als sie sich ihr Oberteil über den Kopf streifte, fiel sein Blick flüchtig auf die blasse Narbe, die unterhalb ihres Bauchnabels verlief und im Hosenbund verschwand.

Hastig sah er weg und widmete sich betont konzentriert dem Verschließen seiner Sporttasche. Sie räusperte sich, sodass er sie doch wieder ansah. Blicke kollidierten in der Mitte des Raums, umschlangen einander und fraßen sich in die stickige Luft, die zwischen ihnen stand. In ihren Augen lag eine gewisse Strenge, ein stummes „Sieh mich an“. Ihre Mundwinkel zuckten kaum merklich.

Sie entledigte sich ihres Bralettes, ohne dass der Blickkontakt abbrach.

Das Plätschern im Duschaum verstummte, die Lüftungsanlage verfiel in Schweigen. Eine Stille kehrte ein, die beinahe vollkommen war.

Irgendwo tief in seinen Organen regte sich ein Pulsieren, das er seit Jahren nicht mehr gespürt hatte. Dumpf und leise kroch es abwärts.

Schweigend streifte sie ihre Sporthose herab, beiger Spitzenstoff folgte. Sie hob ihren Fuß und stieg aus der Kleidung.

Er entdeckte das Ende ihrer Narbe; sie verschmolz an den Rändern mit der weißen, glatten Haut, so wie es ein greller Blitz vor Schneepanorama täte.

Inmitten der Winterlandschaft, wo die Schenkel aufeinandertrafen, bildeten Vulva und Haare die Silhouette eines kargen, verästelten Baums.

Sie warf sich ein Handtuch über die Schulter, lächelte Constantin an und schritt an ihm vorbei in Richtung der Duschen.

Ihre nackten Füße hinterließen glühende Abdrücke im Boden.

VI.

Schlaf ist die Wunde, Träumen das Salz. In weißen Flocken rieselte es vom Himmel, legte sich kalt auf seine nackte Haut und sickerte in seine Poren. Es war, als wollte es ihn allmählich ausfüllen, sodass, wenn der schneidende Wind ihm alles Fleisch von den Knochen geschält hatte, ein schillernder Kristall zurückblieb.

Er stapfte durch das endlose Weiß und bemerkte erst nach einigen Schritten, dass seine Fußsohlen längst bluteten und rote Spuren im Salz hinterließen.

Einmal hielt er kurz inne, um den Kopf in den Nacken zu legen und die Flocken mit der Zunge aufzufangen, so wie er es in seiner Kindheit getan hatte, doch sie schmeckten weder kalt noch

salzig, sondern nach Asche. Ihm kamen Berichte über Vulkanausbrüche in den Sinn, in deren Folge anhaltender Ascheregen das Land unter sich begraben und für Jahre unwirtlich gemacht hatte.

Am Horizont tat sich ein Schemen auf, der deutlicher wurde, je näher er kam. Ein knorriger, alter Baum, dessen unzählige kahle Äste unter der Last des Schneefalls wehklagten.

Er kannte diesen Baum. Tief im Erdreich fungierten seine Wurzeln als Adern, die nackte Schenkel durchbluteten.

Ein Blitz zerriss den Himmel, schlug eine Bresche durchs Ozon und verblieb als weißer Schatten am Firmament. Der Donner folgte nach einigen Herzschrägen und riss Constantin aus dem Schlaf. Vor dem Fenster rauschte friedlich der Wind, der Mond tauchte das Zimmer in bläuliches Licht. Er setzte sich gerade auf.

Die Leinwand hing in Fetzen; ihre Ränder lagen zu allen Seiten um die Staffelei verteilt, der kreisrunde Mittelteil war bloß noch ein verwaschener Fleck. Dunkelrote Farbe klebte an den Wänden, an der Decke und am Boden, ganz so, als sei das Porträt explodiert und das Blut seines Abbilds in alle Richtungen gespritzt.

Er warf die Decke zur Seite, stieg aus dem Bett und stapfte wütend durch das entstandene Chaos. Die rote Farbe blieb an seinen Füßen haften und er zog eine Fährte aus blutigen Fußabdrücken, ganz so wie in seinem Traum. Die Zimmertür stand wieder offen, abermals zog eine gewisse Kälte herein, doch das Küchenfenster war diesmal verschlossen.

Im Wohnzimmer angelangt, klappte er sein Notebook auf und ließ sich auf das Sofa fallen. Noch während er sein Passwort eintippte, schleuderte eine unsichtbare Kraft die Schlafzimmertür ins Schloss. Die Wände erbeben unter dem Knall.

Der Internetbrowser startete in gähnender Langsamkeit.

Poltergeist loswerden, tippte er in die Suchleiste. Das Bild vor seinen Augen flimmerte. Ein Ladesymbol drehte gemächlich seine Runden, dann taten sich die ersten Ergebnisse auf. Die ersten Treffer waren ernüchternd überflüssig. Es fanden sich allerlei Verweise auf den Film *Poltergeist*, einige ironische Werbeanzeigen und endlos lange Wikipediaartikel. Auf der dritten Seite gelangte er schließlich über einen Link in ein Forum für paranormale Ereignisse, Übernatürliches und Unerklärliches. Ein Beitrag aus dem Jahr 2007 hatte einige Antworten erzielt, von denen die letzte vor zwei Jahren verfasst worden war. Der Ersteller des Themas hatte sich, trotz einiger Nachfragen, nicht mehr zum Ausgang des Spuks gemeldet.

Mit wenigen Klicks registrierte Constantin sich als neues Mitglied und klickte auf das „Antworten“-Feld.

„Habe einen Poltergeist“, schrieb er, „welche Methode hilft WIRKLICH?“
Absenden.

Er erwartete kaum, dass ihm jemand antworten würde. Die meisten Beiträge in diesem Forum

waren schon mehrere Jahre alt, die registrierten Benutzer überwiegend als *Inaktiv* gekennzeichnet.

Über dem Posteingang-Symbol erschien eine blaue Eins.

Überrascht öffnete er die Nachricht. Der Name des Absenders lautete *Medium666*.

„Ist er jetzt gerade anwesend?“, stand darin.

„Ja“, schrieb Constantin.

Die Antwort folgte nach wenigen Sekunden: „Kannst du Halluzinationen sicher ausschließen?

Manchmal sind vermeintliche Poltergeister bloß die Folgen von Betäubungsmitteln.“

„Keine Drogen“, schrieb er, „und um ehrlich zu sein, glaube ich nicht einmal an Geister.“

„Aber alles andere kannst du ausschließen?“

„Er hat Gegenstände zerstört. Ich finde keine plausible Erklärung dafür.“

Einige Minuten verstrichen. Fast befürchtete er schon, es würde keine Antwort mehr folgen, dann erschien doch wieder eine Nachricht: „Also ist er schon in die aggressive Phase übergegangen. Du reagierst spät.“

Unschlüssig drehte Constantin am Mäusrädchen. Er hatte das ungute Gefühl, auf okkulte Schauergeschichten hereinzufallen.

„Ich kann dir helfen“, schrieb Medium666.

„Und wie?“

„Indem ich Kontakt zu ihm aufnehme. Wo wohnst du?“

VII.

Wie flüssiges Gold rann das Sonnenlicht über den Horizont, begrub die Schatten der Nacht unter sich und Constantin musterte schweigend das tote Rotkehlchen, das auf seinem Küchentisch lag. Der Kopf war verdreht und Blut sickerte aus dem geöffneten Schnabel. Rote Flecken an den Schränken und der Decke zeugten vom verzweiferten Kampf, den das Tierchen gefochten haben musste, bevor es auf dem Tisch verendet war. Die Taufliegen zeigten sich dankbar über die Abwechslung im Speiseplan.

Es klingelte an der Tür.

Er seufzte tief, trank den letzten Schluck Kaffee aus und stellte die Tasse neben dem Vogelkadaver ab.

Als er die Tür öffnete, lächelte ihm eine junge Frau entgegen.

„Theodora mein Name“, sagte sie, „freut mich, dich kennenzulernen.“

„Du bist“, setzte er an, doch verschluckte sich beim Reden an seinem eigenen Speichel.

„... Medium666“, beendete sie den Satz für ihn. „Darf ich reinkommen?“

Er trat hustend zur Seite und bedeutete ihr mit einer Geste, einzutreten.

„Es riecht ein wenig sonderbar“, stellte sie sachlich fest und schob einen schwarzen Rollkoffer in seinen Flur.

„Bloß ein toter Vogel“, erklärte er mit kratziger Stimme. „Lag heute Morgen in der Küche rum.“ Sie ging in die Knie und öffnete den Koffer. Ein weißer, prall gefüllter Jutebeutel kam darin zum Vorschein, der einen angenehmen Duft verströmte. Sie zog ihn heraus und richtete sich auf.

„Geister hassen diesen einfachen Trick“, erklärte sie grinsend und entnahm aus dem Beutel eine Handvoll trockener Sträucher. „Weißer Salbei und Holunder. Was dagegen, wenn ich das Zeug hier verteile?“

„Wenn's hilft“, sagte er schulterzuckend und musterte sie von oben bis unten. Weder erschien sie ihm wie eine verrückte Kräuterhexe, noch wie eine Person, die mit Geistern kommunizierte. Sie legte ein wenig Holunder vor der Eingangstür ab und platzierte jeweils ein paar Zweige an den Durchgängen zu Küche, Bad, Wohn- und Schlafzimmer.

„Gibt es einzelne Räume, auf die sich seine Aktivität fokussiert?“, fragte sie.

„Ich ... ich denke nicht, nein.“

Sie rümpfte ihre Nase. „Es riecht nach Phosphor. Das ist ein untrügliches Anzeichen für die Anwesenheit eines Geistes.“

Constantin stutzte. Der Tag, der nach Phosphor roch. Ein ungutes Gefühl legte sich auf seine Brust.

„Und du bist sicher, dass du mit ihm in Kontakt treten kannst?“

„Ja, ohne Zweifel.“ Sie machte sich daran, die Sträucher im Wohnzimmer zu verteilen. „Ich kann es seit meiner Kindheit. Es ist Gabe und Bürde gleichermaßen.“

Er nickte und ließ sich auf dem Sofa nieder, von wo aus er ihre Arbeit skeptisch beäugte.

„Wann hat es angefangen?“, fragte sie beiläufig.

„Vorgestern.“

„Das ist eigenartig.“

„Inwiefern?“

„Die Wände atmen seine Präsenz. Wenn ich genau hinhöre, ist es, als stünde er direkt neben mir. Nach so kurzer Zeit ist das sehr ungewöhnlich.“

Constantin lauschte angestrengt, doch hörte einzig und allein das Rauschen des Blutes in seinen Ohren.

„Darf ich?“, fragte Theodora und deutete auf das Schlafzimmer.

„Nur zu.“

Sie betrat den Raum und brachte ein überraschtes „Oh!“ hervor.

„Ich wollte es wegräumen, aber dann dachte ich, es könnte vielleicht hilfreich sein.“

Sie musterte die roten Flecken und Leinwandfetzen, die im Zimmer verteilt waren.

„Ich hatte ein Selbstporträt gemalt, das er zerstört hat. Ist das als Drohung aufzufassen?“

„Wohl eher als Hinweis.“ Sie ging in die Knie und las einen Fetzen vom Boden auf. Ein Ausschnitt von Constantins blutverschmiertem Gesicht war darauf zu erkennen. Unschlüssig drehte sie den Fetzen in der Hand.

„Gab es in letzter Zeit irgendein besonderes Ereignis, das du mit dem Geist in Verbindung bringen könntest?“, fragte sie.

Er zögerte.

Sie sah ihn über die Schulter an. „War da irgendetwas? Du musst es mir sagen, es könnte wichtig sein.“

„Ein Unfall“, brachte er hervor. „Ich stand bloß daneben, aber ...“

„Gab es einen Toten?“, unterbrach sie ihn.

Er legte seine Hand an den Türrahmen, weil sein Gleichgewichtssinn plötzlich streikte. „Ja. Es gab einen Toten.“

Sie legte den Fetzen zurück auf den Boden.

„Hast du etwas mitgenommen, das dem Toten gehörte? Einen persönlichen Gegenstand vielleicht?“

Sein Magen verkrampfte sich. „Es ist immer zu spät, wenn du dich blind auf die Zeit verlässt“, rezitierte er. „Das stand auf dem Zettel aus seinem Glückskeks.“

„Trägst du ihn bei dir?“

Er ließ seine Hand in die Hosentasche gleiten und spürte das schmale Stück Papier zwischen den Fingern.

„Ja“, flüsterte er.

Sie sah ihn durchdringend an.

Mit bebenden Fingern zog er den Zettel heraus und faltete ihn auf. Seine Kehle schnürte sich zu.

„Es ist nicht die Nacht, die uns blind macht ...

... es ist der Schlaf.“

E N D E